

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 20 (1944-1945)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Glossen  
**Autor:** Tschopp, Charles  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1069570>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

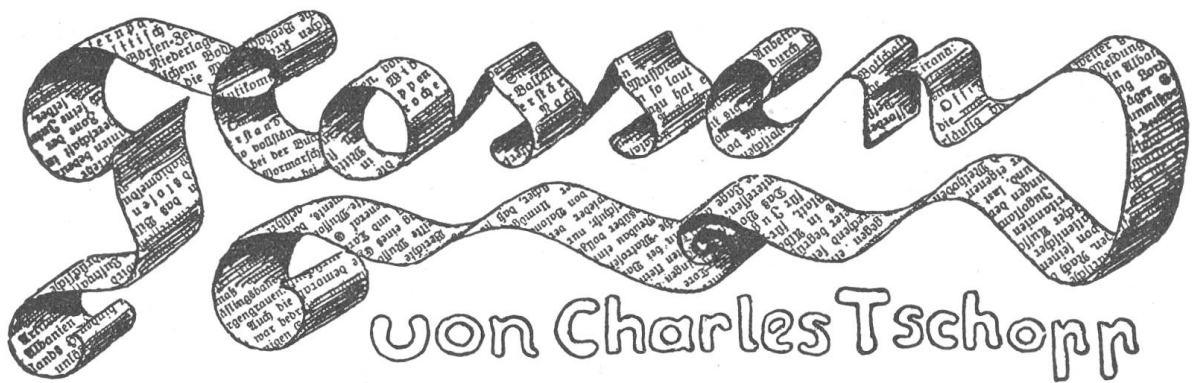
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Es sprach einer, nicht etwa von Rußland oder Deutschland, nicht von Maidanek oder Katyn, sondern von unserer biedern Schweiz und unserer, trotz aller Störungen noch recht friedlichen und arbeitsamen Schule: «Die Vergangenheit hat gründlich versagt. Die Gegenwart zeigt uns ein unentwirrbares geistiges und sittliches Chaos. Dieses Elend spiegelt sich auch in der Schule, die, wie alle Welt, in tiefer Not steckt. Die Lehrer sind ratlos, verzweifeln oft an sich und an den Kindern. Die weithin ungenügende Entlohnung bereitet ihnen zu den seelischen Nöten noch solche materieller Art. Die Kinder sind durch die Sensationsmeldungen von den Kriegsschauplätzen derart abgestumpft geworden, daß sie sich im Unterricht kaum mehr konzentrieren können. Ihre Seelen reagieren meist nur noch auf grobe Anstöße hin...» usw.

Unverblümt gesagt: Diese heute sehr beliebte Art des Schreibens und Redens ist billiger, effekthascherischer Mumpitz. Unsere Schweizerkinder sind nicht viel böser, als sie von jeher waren. Der rechte Lehrer, der allerdings zu jeder Zeit um die beste oder bessere Schule rang, kehrt mit größtem Vergnügen vom Militärdienst zur Klasse zurück. Die «abgestumpften» Kinder singen immer noch mit Begeisterung: «Es schneielet, es bejelet, es goht en chüele Wind...», wenn draußen die Flocken fallen, und überhören dabei sogar das Sirenengeheul.

\*

Der kleine Fritz und ich beschauen das Bild des heiligen Martinus, der eben den Mantel mit einem Bettler teilt.

Ich mime Rührung; Fritz ist gänzlich ungerührt und fragt:

«Nicht wahr, Martin war doch gewiß nicht verheiratet?»

«Warum?»

«Wenn er mit zerschnittenem Mantel heimgekommen wäre, hätte sonst seine Frau mit ihm geschumpfen!»

\*

Victor Tissot, der Greyerzer Schriftsteller, traf eine alte Bauersfrau. Sie sprach von ihren Ziegen, Schafen, Kühen.

«Ja wie viele Kühe besitzen Sie denn?» fragte er.

«Zwei. Die braune und die schwarze. Und Sie?»

«Ich? Keine!»

«Aber Sie Unglücklicher. Von was leben Sie denn?»

Man mag bei dieser Anekdote an jenes Stadtkind denken, das zum erstenmal auf dem Lande war und sah, wie man die Kühe molk. «Das ist doch viel zu umständlich!» meinte es. «Warum kaufen die dummen Bauern die Milch nicht beim Händler wie wir?!»

Man kann als Städter, aber auch als Bauer, zuwenig vom andern wissen.

\*

Der Vorhang hebt sich, und das Theaterspiel beginnt. Die Stimmung bleibt aber flau; denn im schier leeren Saal frösteln Seele und Körper. Zudem sucht eine Zuspätgekommene ihren Platz. Forschend schreitet sie den Gang auf und ab, dringt vergeblich in etliche Reihen hinein, bis sie endlich ihren einsamen Sitz, weitab von irgendeinem der wenigen Besucher gefunden hat.

Die Pause ist vorbei. Wieder sucht sie ihren Platz in der falschen Reihe, schüttelt den Kopf, nestelt zur Kontrolle die Eintrittskarte aus dem Ridikül. Aber sie ist nicht allein. Ein großer Teil der spärlichen Besucher tastet sich im Dreivierteldunkel zur richtigen Nummer, auch wenn sie in der verlorensten einsamen Ecke wäre.

Man kann daraus sehr viel von unserm Charakter ablesen.

\*

In der Diskussion um den Wiederaufbau der deutschen Städte nach dem Kriege betont an maßgebender Stelle Prof. Seeger: Holz darf nicht mehr zur Zimmermannsarbeit verwendet werden; auch nicht mehr für den Innenausbau an Fenstern, Türen usw.; sogar die Holzmöbel sollten womöglich verschwinden. «Auch auf Fußbodenbeläge aus Parkett, Linoleum, Korkplatten oder Gummi müßten wir verzichten.» Man sollte auch keine Steildächer bauen und mit Schiefer oder Ziegeln bedecken, die beim Mineneinschlag «wie Tauben davonfliegen».

Ich frage: Wäre nicht besser, in Hinblick auf den nächsten Krieg auf oberirdische Häuser überhaupt zu verzichten und nur noch unterirdische Wohnbunker zu bauen?

Prof. Seeger schließt: «Der Holzmarkt würde entlastet, und der chemischen Holzaufbereitung könnte der gesuchte Rohstoff Holz in verstärktem Maße zugeführt werden.»

Und ich frage abermals: Würde nicht auch die Belieferung mit Soldatensärgen aus Holz sichergestellt? Oder denkt man an Preßstoffsärge? . . . . . Oder nur noch an Massengräber?

\*

Aus der Philatelie: «Im Schoße des Vereins für Briefmarkenkunde referierte Herr . . . . . über das Thema: Die Rayons zwei und ihr Gelbdruck, Studien über die verschiedenen Farbtöne von September 1850 bis Ende 1854. Herr . . . . . hat sich mit dem Studium dieser Farbtöne seit mehr denn zwanzig Jahren beschäftigt und Resultate und Schlußfolgerungen zutage gefördert, welche bis anhin unbekannt waren. An Hand seiner umfangreichen Studien gelang es dem Referenten, die Drucke der Rayons zwei in sieben Gruppen einzuteilen, deren erste drei Gruppen nur geringe Druckauflagen aufweisen . . . Wir danken dem Referenten und freuen uns heute schon auf den zweiten Teil des Vortrages.» (Aus einer führenden Tageszeitung.)

\*

Auf einer Spezialkarte zähle ich allein in Nordfrankreich und Belgien über 440 große deutsche Soldatenfriedhöfe vom letzten Weltkrieg; darunter sind solche mit 10 000—20 000 Gräbern wie in Langemarck, Lens, Fricourt, Rancourt, Cambrai, Sisonne, Soupir usw. In einigen, wie in Neuville-St-Vast, St-Laurent-Blangy, Maissemy-Vadencourt, liegen sogar über 20 000 Tote.

Die britischen Friedhöfe sind auch vermerkt; aber ich scheue die Mühe, sie zu zählen.

Und mit der Zählung der französischen Soldatenfriedhöfe will ich mir die Augen nicht verderben . . .

\*

Ein Großrat hielt kürzlich einen Vortrag, aus dem ich mir viele Ausdrücke notierte, die ich nicht verstand: «Poschtraße», «er hakegesagt», «Lampau», «Luschbrkait», «Wachmeischter», «Pfampfrtrag» . . . Es schien Hochdeutsch, was er sprach. Viele Anwesende hätten lieber eine Mundartrede von ihm gehört. Aber, impftrauen gesagt, auch Mundart beherrscht er nicht.

\*

In Vissoie (Wallis) bewahrt man einen reichgeschmückten Kelch, dessen lateinische Inschrift lautet: *Den großmütigen Bewohnern des Navisencetales von denen, welche die Gaben der Wohltätigkeit der Schweiz verteilen.*

Es handelt sich um folgende Begebenheit: 1834 schmolz der Durand-Gletscher so plötzlich, daß die Navisence anschwell und Überschwemmungen mit gewaltigen Schäden anrichtete. Ein schweizerisches Hilfskomitee bildete sich und vermochte eine ansehnliche Summe zu schicken. Aber die Talbewohner schickten das Geld höflich zurück mit dem Wunsche: «Man möchte es Unglücklicheren schenken, die sich nicht selbst aus den Schwierigkeiten zu retten vermöchten!»

Das war eine Überraschung für die ganze Schweiz. In Bern erlebt man kaum je Ähnliches.

\*

Jüngst wurde ein Gesetz mit etwa 30 400 Ja gegen 30 420 Nein verworfen. Die Kommentare der Zeitungen schmeckten bitter: «Es ist ein schlechtes Zeichen . . . Neid und Mißgunst regierten die Stunde . . . An die Adresse jener Partei sei geschrieben: Auch ihre Anhänger versagten . . .»

Wären es 30 420 Ja gegen 30 400 Nein gewesen, dann hätten die Redaktoren die Schablonen aus der andern Schachtel genommen: «Es ist ein erfreuliches Zeichen . . . Soziale Gerechtigkeit hat, wenngleich erst nach gewaltigem Kampfe, gegen Neid und Mißgunst gesiegt . . .»

Kann so wenig die Farbe der Kommentare ändern? Gewiß! Sie erinnern an jenes Gefäß voll Wasser, in das der Chemieprofessor etwas Lackmustinktur geschüttet hatte: Ein Tropfen Säure — und die Flüssigkeit war rot; ein Tropfen Lauge — und ihre Farbe schlug in Rosa um.

\*

Vor manchem Jahr wanderte ich heimwehkrank durch eine festlich geschmückte Millionenstadt. Von allen Häusern grüßten Fahnen, die des Landes und die der Stadt, aber auch viele fremde. Die oft gewaltigen Banner klatschten im frischen Winde.

Lange war ich schon gegangen, als ich ein bescheidenes Tüchlein mit dem weißen Kreuz im roten Feld erblickte. Es baumelte über einem Reklameschild: «Rudolf Anliker, Molkereigeschäft.»

Eine Musikkapelle bog eben um eine Ecke. Die Frau vor der Ladentüre rief: «Ruedi!», und ein Mann mit gedunsenem und unrasiertem Gesicht trat heraus. Er war mir durchaus nicht sympathisch.

Ich wagte und wünschte daher nicht, ihn anzusprechen, sondern schritt, scheinbar gleichgültig, an ihm vorbei. So mußte ich dort, wo ich auf die rührendste Weise durch ein im Walde fremder Fahnen fast verlorenes Fähnchen an die Schweiz gemahnt wurde, den großen Abstand ermessen, der den Schweizer vom Schweizer trennen kann.

Nachher fühlte ich wie ein Schulbube, der vor den Kameraden seine ärmlich gekleidete und häßliche Mutter verleugnet. Ich hätte ihm trotzdem die Hand drücken sollen . . .

\*